

Ein s  mmerliches Geschichtlein

Autor(en): **Wirz, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **26 (1961-1962)**

Heft 1

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ungesäumt kam die Antwort: «Ja, Herr, ja!»

«Warum?» —

«Warum? Warum? Vielleicht nur aus dem Grunde, weil ich die Kinder lieb habe.»

Sankt Peter nickte: «Es ist gut. Das wiegt mehr als alles andere.»

Das himmlische Examen war zu Ende.

Der Schulmeister war zum Lehrer der Engelstube ernannt worden. Er trat in ihre Stube. Da sassen sie in den Bänken. Nur einige unruhige und vorwitzige tummelten sich noch in den Gängen und suchten einander zu haschen. Es dauerte eine Weile, bis auch sie sich zu ihren Plätzen gefunden hatten. Und auch jetzt war die Schar noch keineswegs ruhig. Zwar sassen die Büblein ordentlich still in ihren Bänken, und nur das eine und andere liess seine nackten Füsschen unentwegt wie ein Uhrpendikel hin und her rudern; alle aber, alle ohne Ausnahme schlugen mit ihren kleinen Flügeln. Das war ein ununterbrochenes Rauschen und Flimmern und Blitzen. Das Blitzen aber war nichts anderes denn der feine Silberstaub, der sich bei dem heftigen Bewegen von den Flügeln löste und nun die Luft erfüllte und in der Sonne glänzte. Der Schulmeister wusste nicht, wie er dem Tumult der Engelsbuben begegnen sollte. Sie hielten sich wahrhaftig wie seine Schüler, wenn ein schüchterner und hilfloser Vikar vor ihnen stand. Durfte er mit irdischen Mitteln eingreifen? In der vordersten Bank tollten ihrer zwei also heftig, dass des einen Flügelspitzen in das Tintenfass fuhren. Im nächsten Augenblick spritzten die schwarzen Tropfen auf die weissen Kleider, auf die weissen Hemden der Buben. Er musste einschreiten, er musste den erstbesten dieser himmlischen Schlingel kräftig schütteln.

Da läutete es. Es war gut, dass es auch hier eine Glocke gab, die zur Pause rief. Im Nu war das Zimmer leer. Flügelten dort nicht einige Uebereifrige gar zum Fenster hinaus? Mochten sie, mochten sie! Wenn nur die Glocke endlich aufhören wollte. Sie hatte einen schrillen, eindringlichen Ton. Konnten himmlische Glocken so tönen? Sie wollte nicht mehr schweigen.

Da erwachte er. Es war der Wecker. Er erinnerte sich. Heute war der erste Schultag. Ein neues Jahr begann. Der Schulmeister freute sich auf die kleinen, jungen Menschenkinder.

Ein sömmerliches Geschichtlein

Ideen haben die Leute! Man hält es nicht für möglich. Da hatte ich vor einiger Zeit ein Geschichtlein geschrieben, in dem nicht alles mit rechten Dingen zuing, und schon sagte ein Leser im Vertrauen zu mir, er hätte auch schon längst eine Idee für ein recht seltsames Geschichtlein, das gerade in diese heissen Sommertage passe; aber mit dem Schreiben habe es seine Schwierigkeiten. Entweder seien die Gedanken zu schnell und die Feder zu langsam, oder es könne auch der Fall eintreten, die Feder würde laufen wie ein geölter Blitz, und dann hinkten die Gedanken hintendrein. Kurz und gut, er wolle mir in Stichworten erzählen, wie er es meine, und ich solle dann das Geschichtlein schreiben. Wenn es nachher in der Zeitung stehe, wolle er mir gerne helfen, das halbe Honorar heimtragen, damit ich nicht eine zu schwere Last schleppen müsse. Ich vermied es, ihn über die Schwere dieser Last aufzuklären und ging auf seinen Vorschlag ein, versäumte aber nicht, meinen Freund darauf aufmerksam zu machen, dass wenn das Geschichtlein auch an die Zeitung ge-

schickt sei, es noch lange nicht gesagt wäre, dass es auch gedruckt würde. Darüber entscheide auch in diesen heissen Tagen der Herr Redaktor, und er wisse offenbar nicht, dass Redaktoren allgewaltige Leute seien, nicht ganz so wie Diktatoren, und vor allem nicht so böse, aber eben doch . . . «Schreibe!» lautete darauf die kurze und entschiedene Antwort. So ist denn hier das Geschichtlein.

Es war an einem schönen Sommermorgen zu einer recht frühen Stunde. Da spazierte ich die Weilstrasse hinunter der Wiese zu. Einige Grenzgänger kamen mir entgegen, sonst war noch kein Verkehr. Auf den Spitzen der Gräser und Halme funkelten die Tautröpfchen gleich kleinen Edelsteinen. Es würde nicht mehr lange gehen, so hatte die Sonne sie alle weggetrunken. Wie ich gemächlich so dahinschritt, denn ich hatte alle Zeit und nichts zu versäumen, und gegen das moderne Hasten und Jagen hege ich seit langem eine sozusagen altmodische Abneigung, hörte ich durch die Stille des herrlichen Morgens — nein, nicht das Jubilieren einer Lerche, sondern das Surren eines Flugzeuges. Ich sah mich um, ich reckte den Hals, aber ich konnte den grossen Vogel nirgends entdecken. Vielleicht blendete mich die Sonne, vielleicht war der silbrige Nebelschleier, der noch über der Ebene lag, eben doch zu stark gewoben. Ich blieb stehen und hörte eine Weile dem Propellersurren zu, dann hörte ich nichts mehr. Ja, und dann geschah es.

Ich dachte einen Augenblick, so möchte ich auch fliegen und hoch über aller Welt meine Kreise ziehen können. Ich streckte unwillkürlich und unbewusst meine Arme aus und bewegte die Hände auf und ab, nicht mehr als ein Weih oder Bussard es tut, wenn er nach Beute spähend seine Bogen fährt. Und schon war ich in der Luft, und je mehr ich ruderte, desto höher stieg ich. Seltsam, ich wunderte mich keinen Augenblick lang ob meiner neuen Kunst, so wie ich zuvor auch keinen Grund gehabt hatte, mich über mein Wandern zu wundern. Es war eine Selbstverständlichkeit, und es war unsagbar schön. Ich sah die weiten Felder unter mir und mein Dorf, ich sah das glitzernde Band des Flusses, und auf einmal überkam mich die Lust, hinüberzufliegen zur Kirche und dem «Guhl, wo ufem Chilchturm stoht» einen guten Tag zu wünschen, aber dann dachte ich, es könnte unten auf den Strassen und Gassen und in den Häusern eine zu grosse Aufregung geben wegen des seltsamen Vogels, und kurz entschlossen steuerte ich nach dem Schlipf. Ich kreiste über den Reben. Natürlich konnte ich nicht erkennen, ob sie gut angesetzt hatten, aber das sah ich, es standen ordentlich viel Häuschen im Schlipf und dafür weniger Reben als vor manchen Jahren. Ich wollte es bedauern, aber dann musste ich mir sagen, Häuser seien wohl notwendiger als Reben, wenn auch . . . Und dann pfeilte ich der Wiese entlang davon. Ich merkte mit Genugtuung, ich konnte eine ordentliche Geschwindigkeit herausholen. Ueber dem Wald aber, über den Länglen Erlen stoppte ich. Das grüne Baummeer, das ich so oft nach allen Richtungen durchwandert hatte, lag unter mir. Ich mässigte meine Ruderschläge, und alsdann sank ich tiefer, so dass ich gerade über die Kronen der Bäume wegglitt. Hier konnte mich ja kein Mensch sehen. Ich spürte die Kühle, die aus dem Grün strömte, und atmete die frische Luft in vollen Zügen. Ich glaube, wenn es mir das Fliegen erlaubt hätte, ich hätte gesungen oder zum mindesten eine heitere Melodie gepfiffen. Aber da war ich schon über den Häusern der Stadt.

Schnell stieg ich höher, und jetzt sah ich das hohe weisse Kamin einer grossen Fabrik aufragen, das mir immer schon als eines der schönsten Bauwerke der heutigen Zeit vorgekommen ist. Es lag direkt vor mir. Kein giftiges Räch-

lein stieg zur Stunde auf. Da überkam mich die Lust, mich auf seinem hohen Rund etwas niederzulassen, wie man sich nach einer Wanderung gerne für einige Augenblicke auf eine Bank am Waldrand zur Rast setzt. Ich hätte es nicht tun sollen. Nein, es ist mir nicht der geringste Unfall zugestossen, ich sass ordentlich bequem, und ich genoss die Rundsicht in aller Ruhe. Aber eben mit der Ruhe war das so eine Sache. Unter auf der Strasse musste mich jemand entdeckt haben. Vielleicht stand auch an einem Fenster ein Gwundriger, der mit seinem Feldstecher spazieren sah. Genug, ich sah die Menschen, wie sie wie die Ameisen von allen Seiten herbeieilten. Bald wimmelte es schon ganz schwarz. Die grünen Tramwagen kamen nicht mehr vorwärts. Zwei Autos putschten in der Aufregung zusammen. Aber offenbar war der Schaden nicht gross, und Verwundete oder gar Tote gab es nicht. Denn die Ameisen liefen nicht rings um die Autos, wie sie es sonst tun. Das freute mich. Nun hörte ich, wenn auch leise, eindringliche Signale. Das musste die Polizei, musste die Feuerwehr sein. Und da erkannte ich auch schon die schwarzen und roten Wagen.

Ich fing an, an der Sache Gefallen zu finden. Offenbar wollte man mich retten oder fangen, wie man das unten auffasste. Wie wollten sie das nur anstellen? Siehe, wuchs da nicht eine Leiter aus einem der roten Wagen heraus, eine grosse, hohe Leiter gewiss, aber das mussten sie doch wissen, dass sie damit nie und nimmer zu meinem luftigen Sitz heraufkommen konnten. Jetzt rückte die Leiter nicht mehr näher; aber eine Ameise krabbelte herauf, und nun war es ein Mensch, der blieb auf der obersten Sprosse stehen und hielt ein Rohr oder einen Trichter an den Mund. Wahrscheinlich hat er für mich eine Botschaft, eine Aufforderung hineingerufen, ich solle mich ruhig verhalten oder ich solle mich ergeben. Aber die Worte kamen zu undeutlich zu meinem hohen Sitz. Ich hatte bisher nur auf die Strasse in den Ameisenhaufen hinuntergeblickt, hatte dann die Leiter näherrücken sehen, die Leiter, die mir nichts antun konnte, jetzt sah ich nach der Rückseite des Kamins, die gegen den Fabrikhof lag. Das war mein Glück. Denn da kletterte ein Mann am Kamin empor, auf einer eisernen, eingemauerten Leiter, die ich nicht beachtet hatte, als ich mich auf meinem luftigen Sitz niederliess. Er war schon recht nahe. Ich konnte sein Gesicht deutlich erkennen, denn er hatte augenscheinlich eben auf seinem Aufstieg inne gehalten und winkte mir nun zu. Ich winkte fröhlich zurück, aber dann schwang ich mich empor und ruderte kräftiger als je zuvor, denn zu den Ameisen hinunter wollte ich auf keinen Fall. Ich trug kein Verlangen nach Verhören, und ja, die Kosten für meine Rettung hätte ich wohl auch noch bezahlen müssen. Ich stieg in die blaue Luft, so weit, bis ich von den Ameisen nichts mehr sah. Ich änderte zudem oft und rasch die Richtung meines Fluges, damit auch kein Feldstechermann mich verfolgen konnte. Doch auf einmal fühlte ich mich müde. Ich war einige Zeit auf dem weissen Kamin an der prallen Sonne gesessen, und nun brannte sie weiter auf meinen Rücken, und ich trug noch immer den Rock, den ich in der kühlen Morgenstunde angezogen hatte. Tief unter mir sah ich den Bogen des Rheins. Unwillkürlich glitt ich in die Tiefe. Nein, ich wollte mich nicht auf dem Wasser niederlassen, denn mit meinen Schwimmkünsten stand es nicht zum besten, aber in der Nähe des Wasser musste es kühler sein.

Ein Schlepper zog stromaufwärts. Er hatte zwei Kähne in seinem Gefolge. Sie hatten Kohle geladen. Das sah ich deutlich. Wenn zu den vielen Tonnen noch mein kleines Gewicht dazu kam, wog das nicht schwer und brachte den Kahn sicher nicht zum Sinken. Ich wählte das letzte Schiff. Dort sah ich nur

einen Mann am Steuerrad stehen, sonst entdeckte ich keinen Menschen. Ich kreiste, sah eifrig nach dem Mann, und unter dem Schatten einer Brücke glitt ich nieder. Er hatte mich nicht gesehen. Ich sass auf dem Vorderteil des Schiffes, liess die Beine über die Bordwand baumeln und genoss nach der Luftreise die Wasserfahrt. Es war herrlich, wie das Wasser um den Bug brauste und sich vergeblich gegen die Macht des Schiffes stemmte. Zornig schossen die Wellen zu beiden Seiten vorbei, und mir brachten sie die erwünschte Kühle. Ich konnte nicht genug davon bekommen und dachte, wenn ich nicht fliegen könnte, wollte ich für lange Zeit so auf einem Schiff fahren, nichts tun, als nur dem Wasser zusehen und träumen. Da schreckte mich plötzlich das Bellen eines Hundes auf. Das Tier stand vor mir. Nein, es war keineswegs von furchterregender Grösse, aber sein Kläffen war scharf und eindringlich. Es meldete seinem Herrn, dass sich ein Fremder an Bord befand. Der kleine Hund liess sich nicht beschwichtigen und von seiner Pflicht abbringen, ich mochte ihm rufen und mit den süssesten Tönen locken. Es nützte nichts. Auf einmal stand der Meister neben ihm. Er machte nicht den Eindruck, als hätte er für meine Lage ein besonderes Verständnis. So hob ich, als wir eben wieder unter einem Brückenbogen durchgefahren waren, erneut Arme und Hände.

Ich stieg nur leicht in die Höhe. Der Schiffer konnte mich ja nicht mehr einfangen. Da stand er auf seinem schwarzen Boot und schüttelte drohend die Faust, und der Hund kläffte. Ich winkte fröhlich zurück. Aber da wäre mir beinahe etwas Dummes zugestossen. Ich durfte natürlich nicht winken und darob das Rudern vergessen. Zum Glück konnte ich mich auffangen, und als ich wieder stieg, sah ich vor mir ein Fähreseil. Es war das Fähreseil, das vom Klingental zum Seidenhof hinüberläuft. Es war keine Woche her, dass ich in dem Schiffchen gesessen war, rein zum Vergnügen, denn schliesslich war das die billigste Wasserreise und die vergnüglichste dazu. Auf dem Seil hatte ich noch nie ausgeruht; aber jetzt konnte ich es ja tun. Freilich, ich musste mich gut festhalten, denn es war ein recht schmaler Sitz, aber ein schöner, das musste ich mir schon gestehen. Unter mir rauschte der Rhein, und mein Schiff sah ich eben unter dem nächsten Brückenbogen verschwinden. So hatten wohl die allerwenigsten Basler ihre Stadt je gesehen. Zur Linken lag die rote Kaserne, zur Rechten luden die «Drei Könige» ein. Ich dachte, ich möchte am liebsten ihrer Einladung folgen. Hinter den Häusern der Stadt ragten die Türmchen und Türme der Kirchen auf, und das Münster krönte das schöne Bild. Ich konnte mich nicht satt sehen. So hatte ich auch nicht darauf geachtet, was am Rheinweg vor sich ging. Jetzt verspürte ich plötzlich ein leichtes Schaukeln und Zittern des Seils, und zur gleichen Zeit vernahm ich ein feines Rollen, das rasch stärker wurde. Da sah ich, dass die Rädlein des kleinen Fähreseils eilig auf mich zuglitten. Die Fähre folgte, und der Fährmann stand am Bug und winkte und fuchtelte mit den Armen, und das kleine Schiff war bis an den Rand mit Leuten besetzt. So war es also wieder höchste Zeit, dass ich mich davonmachte.

Wieder flog ich so rasch als möglich in die Höhe, dass ich den Blicken der Neugierigen entwand. Ich wollte die liebe Stadt nicht ein zweites Mal in Aufregung bringen. Aber in meiner Lust und in meinem Eifer hatte ich es auch nicht gesehen, dass eine Wolke schwarz und drohend über die Stadt zog, wie sie eben nur in einem gewitterreichen Sommer plötzlich auftauchen konnte. Zugleich spürte ich auch, dass mir die ersten Tropfen auf die Hände fielen. Ich musste rasch handeln, denn wenn ich in einen gehörigen Platzregen geriet, konnte es mit meiner Kunst aus verschiedenen Gründen bald zu Ende

sein. Ich hätte irgendwo in einer abgelegenen, stillen Strasse niedergehen und damit höchst wahrscheinlich meine Luftfahrt beenden können. Doch das liess mir mein Stolz, mein Berufsstolz, wie ich sagen möchte, nicht zu. Da sah ich das Münster unter mir. Ich umkreiste vorsichtig das Krabbengewirr seiner Turmspitzen, liess mich dann auf ein steinernes Geländer nieder und schlüpfte durch einen hohen Spitzbogen in Sicherheit. Es war höchste Zeit gewesen, denn nun rauschte der Regen nieder, und in dieser Höhe jagte ihn der Wind zudem in mein Stübchen, das keines war. Ich kletterte die Truppe hinunter und trat in ein Gemach, das nicht so luftig war wie das erste, denn Türe und Fenster hatten ein menschliches Mass. Ich war vollkommen geborgen.

«Im Stübchen des Hochwächters auf dem Georgsturm», unterbrach ich meinen Freund.

Er achtete meine Erklärung nicht, sondern fuhr fort:

«So rasch der Regen gekommen war, so rasch verzog sich die Unheilwolke. Ich verliess mein Stübchen und wollte mich eben auf das Geländer setzen, um abzufliegen, da hörte ich ein Stapfen auf der Treppe. Ich wartete. Erwischen würde man mich ja auf keinen Fall. Jetzt kam laut schwatzend und lachend eine Schulklasse zum Vorschein. Sie hatte offenbar unter der Leitung ihres Lehrers das Gotteshaus besichtigt, hatte, dieweil sie durch Schiff und Chor zog, den Regen gar nicht geachtet und war nun auf den Turm gestiegen, die Aussicht zu bewundern. Der Sprache nach kamen die Schüler von Zürich. Es freute mich, dass ihr Lehrer unser Münster seines Besuches würdigte. Ich stellte ihm und den Kindern mein heimatliches Wissen zur Verfügung. Sie dankten artig und stiegen dann wieder hinunter.»

«Und du setztest deinen Flug fort?»

«Ich stieg mit ihnen in die Tiefe, denn ich war ob der ungewohnten Arbeit — ich meine das Fliegen, nicht das Erklären — ordentlich müde geworden und verliess mit der Klasse sozusagen als Hilfslehrer oder Begleiter das Münster.»

«Und dann bist du wohl ganz gewöhnlich mit dem Tram heimgefahren?»

«Das weiss ich nicht. Ich wachte einfach auf und lag im Bett.»

«So hast du mir also nur einen Traum erzählt? Das hättest du vorher sagen können.»

«Ja hast du schon je einen so schönen Traum geträumt?»

Nein, das hatte ich nicht.

D Frucht stoht schön . . .

D Frucht stoht schön, d Frucht stoht guet,
 Bhalt si, Gott, in dyner Huet!
 Bhüet si vor em Hagelsturm,
 Bhüet si vor e frömde Ryter,
 Lo si wachse, zytig wärde,
 Bring der Fride eus uf Aerde,
 Gib is Brot für gross und chly,
 Gib is Brot für gross und chly!